

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 1

Artikel: Die Entkolonisierung des schwarzen Afrika
Autor: Molnar, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Entkolonisierung des schwarzen Afrika

THOMAS MOLNAR

Afrika ist heutzutage ein Kontinent, der in hohem Maße von Illusionen und trügerischen Annahmen lebt. Die Entkolonisierung vollzieht sich unter einer Hülle von Selbstgerechtigkeit und utopischen Hoffnungen. Es wird einerseits behauptet, der weiße Kolonisator trage die Schuld, die Entwicklung Afrikas gehemmt zu haben. Andererseits lebt man in der Erwartung, daß der endlich selbständig gewordene Schwarze ein Paradies auf Erden gründen werde.

Das Erbe der Kolonialzeit

Die in zahlreichen westlichen Pressedarstellungen und in den Debatten der Vereinten Nationen geförderten Cliché-Vorstellungen vereinfachen nicht nur das wahre Bild, sondern verfälschen es. Auch ohne auf die Geschichte der afrikanischen Kolonisation einzugehen und ohne sich die traurigen und blutigen Zustände zu vergegenwärtigen, die der weiße Mann bei seiner Ankunft vorfand, sieht der Reisende in Afrika die gewaltigen Leistungen der letzten hundert Jahre, die allein der Kolonialperiode zu danken sind. Worin bestehen diese Leistungen? In der Schaffung von Städten und Ortschaften mit sauberen Straßen und öffentlicher Sicherheit, im Aufbau einer Verwaltung und Gerichtsbarkeit (die der Afrikaner heute seiner alten Stammesjustiz vorzieht). Bewässerungsanlagen wurden geschaffen, moderne landwirtschaftliche Methoden eingeführt, dem Farmer und Bauern wurde geholfen. Es entstanden vorzügliche, mit guten Hilfskräften versehene Spitäler und Schulen, ebenso der Anfang einer verarbeitenden Industrie. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß gesicherte Lebensbedingungen an die Stelle von Zuständen traten, die es den einzelnen Stämmen erlaubten, sich gegenseitig totzuschlagen, Dorfbewohner es nicht wagen konnten, den näheren Umkreis ihrer Hütten allein zu verlassen, ohne Gefahr zu laufen, von den Leuten des Nachbardorfes abgefangen, verschleppt oder bewaffnet angegriffen zu werden. Wir können somit mit guten Grund sagen, daß die Kolonialepoche in der Geschichte der aus ihr hervorgegangenen neuen afrikanischen Staaten einen wichtigen Abschnitt darstellt, und es ist zu hoffen, daß dieser Anteil sich organisch einfügt. Ohne diesen organischen Einbau, ohne die Bereitwilligkeit, die Zukunft der Länder auf den bereits gebildeten Grundlagen aufzurichten, würden die neuen Regierungen einer

langen Periode der Unordnung, der Auflösung, der Demagogie und des Niederganges entgegengehen.

Es muß deutlich gesagt werden, daß, was der Reisende heute in Afrika sieht, immer noch ein europäisierter Kontinent ist. Dies gilt nicht nur für die Städte, sondern auch für die Landschaft und den Wald, wo der Einfluß der Weißen bis in die entlegensten Siedlungen der Eingeborenen gedrungen ist.

Dennoch wirft die Entkolonialisierung die Frage auf, ob das Bestehende sich befestigen, erweitern und vervollkommen läßt, oder ob untergründige Einflüsse vorherrschen werden und der Hang zur Indolenz sich als stärker erweisen wird als der Wille zur Anstrengung, wie die Kulturarbeit sie erfordert. Bedeutet dies nun, daß die neuen afrikanischen Staaten alles nachahmen und wiederholen müssen, was die weiße und westliche Welt kennzeichnet? In der Theorie keineswegs. Afrikanische Denkart, Erfindungsgabe, Kultur und Sitte sind durchaus eigenständig. In der Praxis liegen freilich die Umstände wie folgt: Trotz dem erwachenden afrikanischen Bewußtsein, trotz der «négritude», auf die alle französischsprechenden Afrikaner so stolz sind, hat der schwarze Mann eine tief wurzelnde Bewunderung für den Weißen. Als ein tunesisches Kontingent unter dem Befehl der Vereinten Nationen im Kongo ankam, fragten Kongolesen die Soldaten, wie lange Tunesien schon unabhängig sei. Seit 1956, war die Antwort. «Darum ist eure Haut heller als die unsrige!» sagte der Kongolese. Mit andern Worten: Unabhängigkeit, Freiheit und die angenehmen Seiten des modernen Lebens verbinden sich für den einfachen Mann schwarzer Farbe mit den Fähigkeiten des Weißen, mit dem Weiß-Sein schlechthin. Es ist daher eine unnütze Frage, in welchem Maße die afrikanischen Länder versuchen werden, einen Staat nach westlichem Vorbild aufzubauen; sie werden und müssen es tun, sofern sie überhaupt Staaten sein und bleiben wollen. Denn die Alternative ist nicht ein Staat oder eine Nation anderer Grundvoraussetzung, sondern (und dies beruht auf Afrikas Vergangenheit und schwarzer Rassentradition) ein Rückfall ins Stammeswesen, in die Anarchie und ins Elend.

Im buchstäblichen und im übertragenen Sinne sind in Afrika Urwald, Wüste und Savanne immer gegenwärtig und drohen zu umzingeln und zu vernichten, was der Mensch geschaffen hat. Der historische Beitrag des weißen Mannes zur Lebensgestaltung auf diesem Kontinent bestand darin, den Weg zu zeigen, wie diese immer drohenden Gefahren beseitigt oder wenigstens in sicherer Distanz gehalten werden können. Das neue Afrika hat keine Wahl: Es muß des weißen Mannes Fußspur folgen, und es ist nur natürlich, wenn die schwarzen Staatsmänner genau dies wollen und fordern: verbesserte landwirtschaftliche Verfahren, Aufbau einer modernen Industrie, ausgedehntes Schulwesen, reibungslose Verwaltung. Sie sagen es auf englisch, französisch oder afrikaans, und sie versuchen, die europäischen Formeln ihren eingeborenen Sprachen und Begriffen anzupassen.

Es stellt sich die Frage, welche Erfolgsaussichten dieses gewaltige Unternehmen hat. Was wird die Entkolonisierung Gutes bringen und wie wird sie sich auf die Dauer bewähren?

Nach der populären Vorstellung bedeutet «colonialism» die Ausbeutung und ungerechte Behandlung des schwarzen Mannes durch den Weißen. Wie bereits ausgeführt, wissen wir andererseits, daß «colonialism», auf längere Sicht gesehen, in etwas Wichtigerem besteht, nämlich in der Bildung eines Netzwerkes kultureller Einrichtungen, die notwendigerweise die Grundlage allen weiteren Fortschrittes in Afrika bilden werden. Aber wir dürfen die populären Vorstellungen nicht unterschätzen. «Colonialism» bedeutet tatsächlich und bedeutet noch heute in vielen Teilen Afrikas die Ausnützung und wenn nicht schlechte Behandlung, so doch zumindest eine psychologische und moralische Erniedrigung, die der Schwarze durch den Weißen erfährt. Viele weiße Afrikaner wollen diesen Aspekt im Zusammenleben der Rassen nicht gelten lassen und sagen: Es gibt auch schwarze Rassengegensätze und schlechte Behandlung Schwarzer untereinander. Oder: Die Schwarzen verfügten über eine so ungeheure Majorität, daß der Weiße nur in der Rolle des Befehlenden verhindern könne, daß seine Arbeit zunichte gemacht und er selbst fortgeschwemmt und ausgelöscht werde; auch wäre es ungerecht, einer gebildeten schwarzen Minorität Ausnahmerechte zu gewähren und sie allein mit dem weißen Manne gleichzustellen. Oder man sagt: Der Schwarze wolle im Grunde keine Gemeinschaft mit dem Weißen, er fühle sich unter seinesgleichen wohler — und was der Argumente mehr sind.

Diese Ansichten mögen einiges Wahre enthalten, aber sie sind im großen und ganzen falsch. In allen Teilen Afrikas machte ich die Erfahrung, daß der schwarze Mensch das Erniedrigende seiner Lage mit Bitterkeit empfindet, und dies natürlicherweise um so mehr, wenn er gebildet und kultiviert ist. In den früher unter französischer Herrschaft stehenden Teilen Afrikas liegen die Dinge in dieser Hinsicht noch am besten. Es war immer französische Politik, intelligente junge Leute zu fördern, sie französische Kultur und Sitte annehmen zu lassen und sie als gleichberechtigt oder nahezu gleichberechtigt anzuerkennen.

Im belgischen und britischen Afrika würde der Neger in ausgesprochen untergeordneter Stellung belassen. Ehe die Belgier das Land verließen, konnte ein Eingeborener nicht einmal in die untersten Ränge der Administration vordringen, von den höheren Berufen gar nicht zu reden. In Britisch-Ostafrika und Rhodesia konnte der Neger einen hohen Grad der Bildung erreichen, aber er stand deswegen unter nicht geringerer Diskriminierung als sein weniger erfolgreicher Mit-Afrikaner.

Ein wohlhabender Geschäftsmann in Salisbury, eines der fünfzehn schwar-

zen Parlamentsmitglieder, sagte mir, als ich mit ihm in seinem Landhause saß: «Die Weißen haben uns betrogen: sie hatten dem gebildeten Afrikaner den gesellschaftlichen Aufstieg versprochen, was uns, der Elite, die Möglichkeit gab, unseren Leuten zu sagen, daß Bildung auch ihnen den Weg nach oben öffnen würde. Eine Chance hätte sich uns geboten, und wir hätten aufgehört, uns in unserem Vorwärtstreben hoffnungslos blockiert zu fühlen. Statt dessen kann ich, ein Mitglied des Parlaments, in keinem weißen Restaurant ein Bier bestellen. Leute meiner Rasse, wer immer es sei, werden einfach nicht bedient.»

Man muß es verstehen — und leider verstehen es viele weiße Afrikaner nicht —, daß in der schwarzen wie in der weißen Gesellschaft der wohlhabende und gebildete Mann das Bestreben hat, sich von dem armen und ungebildeten zu unterscheiden. Die Zurücksetzung, der Mr. Gondo (Abgeordneter von Salisbury) ausgesetzt war, hinterläßt eine Wunde, die den Afrikaner genau so schmerzt, wie dies bei irgendeinem Europäer unter vergleichbaren Umständen der Fall wäre.

Südafrikaner und Portugiesen

In Südafrika, das in vieler Hinsicht ein bewunderungswürdiges Land ist, ist die Rassentrennung zu einem System ausgebaut worden, in welchem die bedingungslose und somit groteske Logik des weißen Mannes ohne jede Abschwächung zum Ausdruck kommt. Die schwarze und die weiße Rasse gelten als völlig verschieden. Die Wortführer der Apartheid sagen, es bestehe kein Wunsch einer Vermischung, sondern jede wolle ihre eigenen kulturellen Ziele verfolgen. «Halten wir sie also getrennt, in den Amtsgebäuden, in den Aufzügen, im Postbüro, auf Bänken in öffentlichen Anlagen; ausgenommen bleiben nur die Straßen und die Werkstätten.» Die weißen Südafrikaner vergessen, daß gerade die Straßen mit ihren Automobilen, den westlich gekleideten Menschen und den hübschen Schaufenstern und die Werkstätten mit ihrer Präzision und westlichen Ordnung in den Bantus das Verlangen wecken, nicht nur den weißen Mann nachzuahmen, sondern auch mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Ich hatte hierüber eine ausgedehnte Unterhaltung mit dem Generalkommissar für die xhosasprechende Volksgruppe in der kürzlich geschaffenen halbautonomen Provinz Transkei, westlich von Natal, namens Abraham. Wie die meisten weißen Südafrikaner, die für die Sache der Eingeborenen verantwortlich sind, ist auch Abraham ein Mann gründlichen Nachdenkens und den Tatsachen zugewandt, ein Mann, der in der Wohlfahrt der Eingeborenen seine Lebensaufgabe sieht. Trotzdem geht es ihm wie fast allen Leuten in ähnlicher Stellung: er macht einen Denkfehler! Er vertritt die Ansicht, die Bantus («Bantu» schließt die Zulus, Xhosas, Sotos, Tembus und andere ein) fänden alles, was sie wünschten, in ihren eigenen Reservaten. «Die Anziehungskraft der

weißen Städte», sagte Abraham, «besteht in Kinos, modernen Getränken und westeuropäischer Kleidung. Wenn wir dafür sorgen, daß sie diese Dinge auch in ihren eigenen Eingeborenen-Städten finden, werden sie nicht mehr den Wunsch haben, sich unter die Weißen zu mischen.»

Diese Auffassung ist ein typisches Beispiel «weißer Logik», wie sie in vielen Gegenden Afrikas angetroffen wird. Somit kann Entkolonisierung einfach dadurch erreicht werden, daß Schwarz und Weiß sich trennt, wobei dem schwarzen Bevölkerungsteil materielle Wohlfahrt und ein gewisses Maß an Selbstverwaltung zugebilligt wird, während die beiden nebeneinanderlebenden Gemeinschaften weiterhin unter der Oberhoheit einer weißen Staatsführung verbleiben.

Eine ähnliche, etwas abgewandelte Theorie gilt in den portugiesischen Gebieten Angola und Mozambique. Die Portugiesen betonen immer wieder, daß alle «assimilados» unter den Negern, das heißt jene, die ein gewisses Bildungs- und Zivilisationsniveau erreicht haben, den Portugiesen ähnlicher Bildungsstufe gleichgestellt seien, während der Ungebildete, er sei schwarz oder weiß, keine vollen staatsbürgerlichen Rechte genießen könne. Aber alle Einwohner Angolas oder Mozambiques, gleichgültig welcher Rasse sie angehören, gelten als Portugiesen. Ich war Zeuge einer ergreifenden kleinen Szene, als ich das Straflager Sao Nicolau besuchte, wo sich die schlimmsten Terroristen von Holden Roberto befinden. Sie wurden von portugiesischen Streitkräften gefangen genommen, zu einer Höchststrafe von 4 Jahren verurteilt, werden aber milder behandelt als Strafgefangene irgendwo in der westlichen Welt. In Wahrheit leben sie in kleinen Steinhäusern mit ihren Familien, ihre Kinder besuchen die gleiche Schule wie die Kinder des Kommandanten, und die Gefangenen selbst arbeiten auf einer Pflanzung und sind zu 50% am Gewinn beteiligt, während die Regierung für ihren Unterhalt sorgt. Auf einer Rundfahrt mit dem Landrover trafen wir eine Gruppe von Kindern, die unter der Aufsicht zweier Erwachsener (ehemaliger Terroristen) spielten. Sie begrüßten die Besucher, und der Kommandant ermunterte sie, die portugiesische Nationalhymne zu singen. Dabei stiegen ihm selbst die Tränen in die Augen, und als wir von der kleinen Gruppe Abschied nahmen, sagte er: «Sehen Sie, diese Leute, einschließlich der Terroristen, sind gute Portugiesen. Wir müssen ihnen verzeihen, sie waren verführt von Leuten, die nicht zu uns gehören.»

Abraham und der angolische Kommandant sind Beispiele weißer Männer, die die besten Absichten haben und fest entschlossen sind, den Eingeborenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Was sie nicht verstehen, ist die entscheidende Tatsache, daß die Eingeborenen unabhängig sein wollen. An einem bestimmten Punkt ihrer Entwicklung angekommen, wollen die Menschen nun einmal ihre Angelegenheiten selber an die Hand nehmen. Bedeutet dies nun, daß die Eingeborenen von Angola oder Südafrika sich ihrer «négritude» oder ihrer unabhängigen angolischen oder Bantu-Nationalität klar bewußt sind?

Mit Ausnahme einer sehr kleinen Minorität haben diese Eingeborenen kein solches Zugehörigkeitsbewußtsein. Höchstwahrscheinlich ist es ihnen gleichgültig, ob man sie Portugiesen, Angolaner, Bantu oder Südafrikaner nennt. Die Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert die Bezeichnung, die ihr der weiße Mann gibt, und sie wird sich morgen mit der gleichen Fügsamkeit eine neue Namengebung gefallen lassen. Entkolonisierung und Unabhängigkeit sind Sache einer bewußten Minorität — historische Umwälzungen sind immer von Minoritäten ins Leben gerufen worden.

Sicherlich ist die Annahme berechtigt, daß das zur Zeit herrschende Unabhängigkeitsfieber in Afrika nicht durch künstliche Aufwiegelung hervorgerufen wurde, sondern eine echte Volksbewegung ist. Dennoch bedeutet dies nicht — wie man in «progressiven» westlichen Kreisen gerne versichert —, daß Unabhängigkeit «kommen mußte, weil, geschichtlich gesehen, der Wind in dieser Richtung blies». Das ist ein Irrtum, und in gewissem Sinne wäre es für alle Beteiligten besser gewesen, wenn die Unabhängigkeit als Ergebnis einer schrittweisen Entwicklung erfolgt wäre. Etwas vereinfacht gesehen, könnte man sagen, daß sich die Unabhängigkeit so rasch verwirklichte, weil die Vereinigten Staaten ihre ehemaligen Verbündeten dazu drängten, einen Beitrag zu der «besseren Welt» zu leisten, die seit Wilson und Roosevelt das Ziel der Außenpolitik Washingtons zu sein scheint. Und es kam noch schneller dazu als man es sich in Washington vorgestellt hatte, weil die unersättlichen Vereinten Nationen zu ihrer Kräftigung nach neuen Mitgliedstaaten verlangten, seien diese auch noch so schwach und wackelig.

Man mag über den Ursprung und das Tempo der Entkolonisierung denken wie man will — die unabhängigen Länder sind da, sie werden bleiben und werden ungewöhnliche Aufgaben stellen, deren Lösung noch nicht in Sicht ist. Diese Länder leben heute moralisch von dem Kapital des ihnen von der westlichen Welt angetanen Unrechtes. Wir haben gesehen, daß ihre Anklage Berechtigung hat, obwohl das Unrecht durch die vom weißen Mann hinterlassenen Errungenschaften mehr als ausgeglichen ist. Wie dem auch sei: Man kann seinen Lebensinhalt nicht aus vergangenen Leiden schöpfen und man kann nicht unbegrenzt Privilegien daraus herleiten. In Wirklichkeit geht es darum, ob diese Länder jetzt, nachdem Unabhängigkeit und Eigenstaatlichkeit erreicht worden sind, imstande sein werden, kraft eigener Mittel, Geschicklichkeit und staatsbildender Fähigkeiten weiterzuleben und voranzukommen.

Drei Quellen der Information

Gewisse Leute und Publikationsorgane im Westen, die sich gerne in demagogischen Feststellungen ergehen, werden nicht müde, zu erklären, es gebe keine Rassenunterschiede, es seien alle der gleichen Anstrengungen fähig, und der Zustand, die Kolonialherrschaft überwunden zu haben, bewaise schon an sich

eine besondere Tüchtigkeit. Sie scheinen, kurz gesagt, die Ansicht zu vertreten, daß allein schon die Fragestellung, ob zum Beispiel Mali oder Ghana sich zu einem Staat, das heißt einem modernen Staat, entwickeln werde, eine Beleidigung sei, die eine «aufgeklärte Weltmeinung» nicht hinnehmen könne. Und doch *muß* diese Frage gestellt werden, wenn wir uns über die Zukunft Afrikas und der Welt Gedanken machen. Die Antwort, die sich heute darauf geben läßt, wird sich auf drei Quellen stützen müssen: Die Ansicht der Schwarzen, die Ansicht der Weißen, die in Afrika gelebt oder gearbeitet haben, und persönliche Eindrücke, die sich dem reisenden Ausländer bieten, seien diese auch nur von begrenztem Ausmaß.

Um mit der letztgenannten, der vielleicht unsichersten der drei Quellen, zu beginnen, wurde bereits gesagt, daß die Werke des weißen Mannes dem heutigen Beobachter Afrikas auffallen. Hierbei haben wir weniger die Ausführung der Arbeiten im Sinn, als vielmehr das Konzept und die Planung. Wir können daher, genau genommen, gar nicht wissen, was die Afrikaner selbst zu tun vermögen, wenn sie das verwirklichen wollen, was offensichtlich ihr Ziel ist, nämlich einen leistungsfähigen Staat nach europäischem Vorbild aufzubauen. Wir sehen prächtige Präsidial-Paläste, aber sie wurden für den französischen oder englischen oder belgischen Gouverneur gebaut. Wir sehen stolze Luftfahrt-Einrichtungen, aber die Flugzeuge wurden im Westen gebaut und werden von europäischen Piloten geflogen. Wir steigen in schönen Hotels ab, aber sie sind europäisch geführt. Wir gehen durch gutgepflasterte Straßen, mit komfortablen Wohnhäusern, aber sie wurden von fremden Architekten entworfen. Wir benützen Banken und Postämter, Warenhäuser und Läden, aber der Betrieb läuft in den gleichen Bahnen wie sie der frühere Kolonialherr vorgezeichnet hat, und er ist auch heute noch im Hintergrunde richtunggebend tätig. Wir führen anregende Unterhaltungen mit Ministern und Beamten schwarzer Hautfarbe über die künftige Gestaltung des einen oder andern Departements, aber ihre subalternen Kräfte sind immer noch Weiße, die die Verwaltung auf altbewährte Weise handhaben. Die Erwähnung dieser Dinge zielt nicht auf eine Mißachtung des Afrikaners ab. Aber das Leben eines Gemeinwesens, einer Nation, ist kein Spielzeug, mit dem man umspringen darf. Und es ist eine beunruhigende Erscheinung, daß sich in vielen Teilen Afrikas schlechte Amtsführung, Gleichgültigkeit und ein Mangel an Verantwortlichkeit bemerkbar machen. Es sei gleich hier beigefügt, daß dies zum Teil durch die allmähliche Abwanderung des weißen Bevölkerungsteiles bedingt ist. Sei es, daß der Weiße es ablehnt, unter schwarzer Oberhoheit zu arbeiten, sei es, daß er sich nicht mehr recht sicher fühlt, sei es, daß er für seine Kinder keine Zukunft sieht, Tatsache ist, daß der weiße Mann das Land verläßt. Und wenn er bleibt oder vielleicht sogar zurückkehrt, hat man deutlich den Eindruck, daß es ihm darum zu tun ist, rasch Geld zu verdienen oder bestehenden Besitz aufzulösen, um dann endgültig wegzugehen.

So ist gerade der Beginn des Regiments der Schwarzen oft dadurch beeinträchtigt, daß der Zusammenhang mit der Vergangenheit völlig oder fast völlig verloren gegangen ist oder nur noch mit halbem Herzen aufrechterhalten wird. Es ist beunruhigend, sich darüber klar zu werden, daß die Reiseeindrücke eines Fremden nur allzuoft durch die Äußerungen des weißen Ortsansässigen bestätigt werden. Kurz zusammengefaßt, es läuft darauf hinaus, daß, wo der weiße Mann den Posten aufgegeben hat, eine schwer faßbare Auflösung, Lässigkeit, ein *je m'enfoutisme* Platz greifen. Die Gebäude werden nicht mehr gepflegt, die Trottoirs sind von der Fahrbahn nicht mehr zu unterscheiden, öffentliche Arbeiten werden nicht vorangetrieben, Gruppen untätiger Leute sitzen herum, der Rhythmus des städtischen Lebens wird langsamer; die Zeit spielt keine Rolle mehr. Noch werden die Funktionen, die der Weiße dem Schwarzen beigebracht hat, erfüllt: Polizei-, Post- und Gesundheitsdienst sind noch im Gange; aber irgendwie spürt man, daß die Dinge nur noch ein schattenhaftes Dasein führen und sie sehr wohl bereits morgen verschwunden sein könnten. All dies ruft das Gefühl von Unwirklichkeit oder auch geradezu das eines erkrankten Zustandes hervor. Ein Beispiel: Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Angola, wo alles blitzsauber, wohl-organisiert und gut eingespielt ist, besuchte ich das Hauptquartier der Holden-Robertoschen Freiheitsbewegung in Leopoldville. Die jungen Führer, mit denen ich sprach, waren intelligente, scharf denkende Leute, die sich in großartigen Vorstellungen eines unabhängigen modernen angolischen Staates ergingen. Sah man sich aber bei ihnen um, so boten der Schmutz, die zerbrochenen Möbel, die nicht ausgekehrten Zimmer und klebrigen Gegenstände, nicht zuletzt auch die untätigen jungen Männer und Frauen, die auf dem Fußboden oder draußen auf der staubigen Erde herumsaßen, einen widrigen Eindruck. Wie können diese Leute daran denken, in einem modernen Staat oder einer Stadt wie Luanda, der schön beleuchteten und hübschen Hauptstadt Angolas, die Regierung zu bilden, wenn sie nicht einmal den Versuch machen, in einem anständigen Quartier zu leben, den Schmutz fortzuschaffen und mit ein paar Eimern Wasser wenigstens für das Auge einige Sauberkeit zu schaffen? Es waren genug Leute da, die es hätten tun können. Armut ist hier keine Entschuldigung, denn diese Leute erhalten genug Hilfe vom Ausland, um eine Aufstands-Bewegung und einen Guerillakrieg führen zu können. Es handelt sich hier nicht um Geldmittel, sondern um Besen und Scheuereimer.

So kommt es, daß der ortsansässige Weiße, auch wenn er hie und da einen Hoffnungsstrahl sieht, im allgemeinen doch ein ziemlich düsteres Bild entwirft. Ich lege Wert darauf, zu bemerken, daß ich es mir während der dreieinhalb Monate meiner Reise in Afrika habe angelegen sein lassen, mit Leuten der verschiedensten Berufe und Lebenskreise ins Gespräch zu kommen: Priester, Professoren, Gewerkschaftsführer, Rundfunk-Direktoren, Farmer, Arbeiter, Politiker, Anwälte, Ärzte, Hausfrauen, Bibliothekare, Journalisten, Polizei-

beamte, Besitzer von Pflanzungen, Richter, technische Berater, Personal der Vereinten Nationen, Studenten und andere. Es wäre unmöglich, die Ansichten, die diese Leute vortragen — es handelt sich hier nur um Weiße — einfach in den Wind zu schlagen. Schließlich lebten sie, manche ihr ganzes Leben, in enger Fühlung mit der afrikanischen Wirklichkeit und den schwarzen Nachbarn.

Ihre Kritik am Afrikaner, aus der sich ihre Voraussagen für die Zukunft Afrikas naturgemäß herleiten, lassen sich in drei Kategorien einordnen: Landwirtschaft, politisches Leben und allgemeine Mentalität.

Alte und neue Landwirtschaft

Die Landwirtschaft steht an erster Stelle, denn die dringendste Aufgabe des Kontinents ist Nahrungsbeschaffung und eine Hebung der immer noch im wesentlichen ländlichen und agrarischen Lebensform. Als der Weiße ins Land kam, erfolgte die Bebauung des Bodens auf urtümliche Art, denn in Afrika brauchte damals niemand zu hungern, auch nicht, wenn er vom Walde lebte und von dem, was von selbst wächst. Aber Vieh ist von größter Wichtigkeit, denn es dient als Geld, ist ein Status-Symbol und bildet den Kaufpreis für den Erwerb von Frauen. Die Folge ist, daß überall geweidet wird; die Humusschicht leidet durch Überbeanspruchung und unzureichenden Gebrauch von Düngemitteln. Dazu kommt, daß ganze Waldgebiete verschwinden, da sie für Brennholz abgeschlagen werden. Im subtropischen und äquatorialen Afrika ist der Ackerbau nur unter großer und anhaltender Anstrengung möglich. Die Hitze ist so groß, daß sie die chemische Umsetzung im Boden beschleunigt und den Anbau marktfähigen Gemüses oder des Weizens kaum gestattet. Andererseits eignet sich der Boden vorzüglich für Pflanzungen von Kaffee, Kakao und Bananen, aber diese bedürfen sorgfältiger Pflege und erfordern beträchtliches Kapital. Hieraus ergibt sich, daß das Land des Weißen, auch wenn es ursprünglich nicht besser war als das Land, auf dem der Schwarze lebt, höheren Ertrag bringt, zweckmäßiger ausgenützt ist, eine größere Vielfalt von Früchten trägt und größere Investitionen erlaubt. Um die altertümliche Anbauweise der schwarzen Bevölkerung umzugestalten, müßte ihre ganze Lebensform und Sitte sich verändern: die Felder müßten gegen das weidende Vieh eingezäunt werden, in hügeligem Gelände müßten Terrassen angelegt werden, und es müßten versuchsweise verschiedenartige Feldfrüchte angebaut werden. Die nach Stämmen eingeteilte Struktur des Landbesitzes erleichtert solche Umstellungen bestimmt nicht. Oftmals, wenn es dem einen Farmer besser geht als seinem Nachbarn, artet Neid in Tötlichkeiten aus. Dazu kommt die bewunderungswürdige, aber doch auch bedenkliche Sitte — eine Art Stammesgesetz — daß kein Afrikaner Mitglieder seiner Familie und seines

Stammes von seiner Türe weisen darf, wenn sie sich in Not befinden. Dies führt dazu, daß der wohlhabendere Farmer — und ebenso der wohlhabende Städter, auch wenn er es zum Minister bringen sollte — niemals genug Geld hat, da er eine große, unbestimmte Anzahl von Leuten ernähren muß. Die Stammes- und Familien-Solidarität geht so weit, daß manche Leute einfach aus dem Grund nicht arbeiten, weil sie sich auf die Großmut eines einzelnen Stammesangehörigen verlassen können. Eine individualistische Haltung — sei sie besser oder schlechter — hat sich beim Afrikaner nicht entwickelt. Auch wenn einzelne Bauern willens sind, die vom Staat gewährte freie Beratung anzunehmen, auch freies Saatgut und fachmännische Hilfe, genügt es, daß dieser Rat sich ein einziges Mal als falsch erweist, um den Farmer auf lange Zeit hinaus mißtrauisch zu stimmen. So hatte man einen Farmer dazu überredet, versuchsweise Baumwolle zu pflanzen. Im folgenden Jahr fiel der Preis auf dem Weltmarkt; daraus zog der Farmer den Schluß, es seien böswillige Berater am Werk gewesen.

Solche Beispiele ließen sich vermehren; nicht etwa nur auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Vom Standpunkt der weißen Beurteiler aus gesehen, lassen sie erkennen, wie außerordentlich langsam sich die Denkweise des Afrikaners wandelt und wie berechtigt es gewesen wäre, den Weißen noch einmal 50 Jahre in Afrika in paternalistischer Weise seine Autorität ausüben zu lassen. Freilich, Veränderungen *sind* im Gange. Sei es in Südafrika, dem Lande der Rassentrennung, sei es in dem erst kürzlich unabhängig gewordenen Kenya, überall versuchen weiße und schwarze Volkswirte, dem Farmer etwas beizubringen, das man Geldbewußtsein nennen könnte und veranlassen ihn, die Zahl seiner Tiere zu begrenzen, seine Felder einzuzäunen, Saatversuche zu machen. In beiden Ländern baut man zum Beispiel Fleischkonservenfabriken, um dem Farmer einen Anreiz zu bieten, Vieh zu schlachten und mit dem Fleisch Geld zu verdienen. Da dieses Problem ein allgemein afrikanisches ist, bemühen sich weiße und schwarze Regierungen grundsätzlich um die gleiche Abhilfe, und es gibt niemanden, der eine absichtliche Verzögerung im Sinne hätte. Aber die Weißen sehen die Schwierigkeiten der Aufgabe und den Abstand, der sehr wahrscheinlich zwischen dem weißen und dem schwarzen Bauern bestehen bleiben wird — während die schwarzen Politiker den Anspruch erheben, daß unter ihrer Führung das Volk die neuen Methoden willig übernehmen werde. Auf eine kurze Formel gebracht, sagen die Weißen: «Wir brauchen mehr Zeit, um das Niveau des Afrikaners zu heben», und die Schwarzen antworten: «Gebt uns Unabhängigkeit, und es kann sogleich geschehen.»

Natürlich kann dies nicht sofort geschehen — und die Weißen würden immer wieder um Zeit bitten. Der Grund hiefür liegt in der Tatsache, daß auch die Schwarzen nicht imstande sind, die Stammestraktionen zu durchbrechen und über den alten Lebensformen und alten politischen Begriffen ein modernes Staatsgebilde aufzurichten.

Stammeswesen und Stammesfehden

Über das afrikanische Stammeswesen, seine Stärken und seine Schwächen, ist viel geschrieben worden. Der Weiße betont im allgemeinen die Stärke dieser Tradition und folgert daraus, daß ein auf einer schwarzen Bevölkerung aufgebauter Staat nicht lebensfähig sei. Er würde nach einer Weile zerbröckeln und auf die politische Urform der schwarzen Rasse zurückfallen: den Stamm. Aus diesem Grund macht die südafrikanische Regierung jede mögliche Anstrengung, die Stellung des Häuptlings zu stärken und das Stammes-Rechtswesen und das Zusammenleben im Stamm zu fördern. In der kürzlich geschaffenen Provinz Transkei gibt es eine Minorität gewählter Parlamentsmitglieder, während die Majorität aus Stammes-Häuptlingen besteht, die allein auf Grund ihres Amtes im Parlament sitzen.

Im Gegensatz hierzu versichern die schwarzen Politiker der neuen Länder, daß das Stammeswesen einen Rückschritt bedeuten, den Bau eines modernen Staates verhindern und die kaum erst errungene nationale Einheit wieder auflösen würde. Wie mir Mwai Kibaki, der begabte junge Wirtschaftsminister von Kenya, auseinandersetzte, ist der Staat die dem zwanzigsten Jahrhundert gemäße Form der Regierungsgewalt. Auch in Afrika müsse der Staat an die Stelle der Stammeshoheit treten, die übrigens demokratisch sei, indem ihre Beschlüsse auf allgemeinem Konsens gegründet seien, gegen den kein Häuptling jemals verstoßen würde.

Es ist schwer zu entscheiden, wer recht hat. Es ist wahr, daß der Stamm immer noch eine starke Bindung darstellt, und es ist ebenso wahr, daß es noch heute in Afrika Stammesfehden gibt. Stammesgegensätze sind im Untergrund der Kongokrise zu finden. Die Portugiesen in Angola ziehen Stämme aus dem Süden herbei, um die im Norden lebenden Anhänger Holden Robertos zu bekämpfen. Die Massai in Kenya mißtrauen den Kikuyu und mißtrauen Jomo Kenyatta, der diesem Stamme angehört. In Süd-Rhodesien haben die kriegerischen Matabele der Regierung angekündigt, daß sie sich zum Kriege vorbereiten würden, falls man beabsichtige, die Regierungsgewalt den die Majorität bildenden Mashona, den traditionellen Feinden der Matabele zu überlassen. In Südafrika bekämpfen sich die Bantu untereinander. Es wurde bereits erwähnt, daß sie sich aus wenigstens einem Dutzend einzelner Stämme zusammensetzen. Übrigens würden sie die vierhunderttausend im Lande lebenden Inder umbringen, wenn die weiße Polizei diese nicht schützen würde.

Die schwarzen Politiker sagen freilich, daß diese Gegensätze größtenteils ein Ergebnis weißer Politik seien, einer Politik des «divide et impera». Das ist zwar falsch; aber es ist wahr, daß das Stammeswesen beträchtlich an Kraft verliert, wo immer es mit modernem städtischen Leben in Berührung kommt. Wie in anderen Teilen der Welt gibt es auch in Afrika eine unaufhaltsame Abwanderung vom Lande in die Stadt. Einmal vom städtischen Leben einge-

fangen, trennt sich der junge Afrikaner von seinem Stamm, manchmal sogar von seiner nächsten Familie. Man findet die gleiche Erscheinung in Staaten, die eine Neger-Regierung haben, wie auch in Südafrika. Die Stadt braucht Arbeitskräfte, und es ist fast unmöglich, dem schwarzen Arbeiter zu sagen, er solle aufs Land und in seinen Stamm zurückkehren.

Natürlich ist es zur Zeit noch eine offene Frage, ob schwarze Regierungen besser imstande sein werden als die weißen, den Strom der Bevölkerung zu lenken und die ländlichen und städtischen Probleme zu meistern. Um ihre Autorität fest in Händen zu halten und nicht durch Oppositionsparteien (hinter denen er Stammesumtriebe vermutet) behindert zu sein, neigt der neue afrikanische Staatsführer — sei es Kenyatta, Banda, Nkrumah, Houphouët-Boigny oder Kaunda — dazu, einen Einparteien-Staat zu errichten. Dies hat seine Vorteile, aber auch seine Gefahren. René Dumont, sicher kein Gegner der afrikanischen Unabhängigkeit, hat in seinem Buch «L’Afrique noire est mal partie» auf die weitverbreitete Korruption, den Machthunger und die Verantwortungslosigkeit in Regierungskreisen hingewiesen. Aber auch ohne diese Erscheinungen ist guter Grund zur Annahme vorhanden, daß es für eine Eingeborenen-Regierung nicht leicht ist, bei der Bevölkerung Vertrauen zu finden. Der einfache Mann zieht es oftmals vor, den Anordnungen eines Weißen zu folgen und hat häufig mehr Vertrauen zu einem weißen Beamten, Arzt oder Richter als zu seinem afrikanischen Landsmann. Umgekehrt zeigen verhältnismäßig wenige Afrikaner eine besondere Hinneigung zu Leuten ihrer eigenen Rasse, wenn es gilt, ihnen praktische Hilfe zu leisten — nicht nur mit wohlklingenden Worten. Es steckt etwas Wahres darin, daß es der weiße Arzt ist, nicht der schwarze, der Leben und Arbeitskraft daran setzt, um eine Heilstätte mitten im Urwald einzurichten. Und, welche Gründe auch immer dafür bestehen mögen, es ist ebenfalls wahr, daß der Schwarze, der im Beruf zu höherer Stellung aufrückt, ein gestrenger Herr wird im Verkehr mit Leuten seiner eigenen Rasse.

Die künftige Rassengemeinschaft

Ein anderer wichtiger Aspekt des politischen Lebens im künftigen Afrika ist das Problem der Rassengemeinschaft. Afrika ist nicht schlechthin «schwarz». Jeder der neuen Staaten besteht aus Bürgern verschiedener Rassen: Weißen, Indern, Arabern, «colored people» und anderen. Es wird allgemein angenommen, daß mit Beendigung der Kolonialherrschaft der Rassengegensatz ganz von selbst verschwinden werde, da er nur in einer einzigen Form existiere, nämlich als Diskriminierung des Nichtweißen durch den Weißen. Diese Auffassung ist ein weiterer Beweis für die Tatsache, daß das Afrika von heute in hohem Maße von Phantasie-Vorstellungen lebt. Rassenkonflikte gibt es

praktisch überall in Afrika, und sie werden wahrscheinlich stark hervortreten, sobald die weiße Herrschaft zu Ende geht. Der Schwarze ist rassebewußt, mit denselben Merkmalen wie andere Völker. In Südafrika müßten die Inder, wenn nicht um ihr Leben, so doch sicherlich um ihren Lebensunterhalt bangen, falls eine Herrschaft der Schwarzen in diesem Lande aufgerichtet würde. Die Mau-mau in Kenya suchten sich ihre Opfer auch unter der asiatischen Minorität. Araber und Schwarze lieben einander nicht. Die Neger geben ihre Abneigung offen zu, und die Araber verhehlen nicht ihre Verachtung für die schwarze Bevölkerung. Die kürzlichen Ereignisse in Sansibar zeigten, daß, trotz des einigenden Bandes der Religion des Islams, die Revolte des Negers gegen das arabische Händlertum gerichtet war, in dem er seinen Ausbeuter erblickte. Im Kongo befürchtet man, daß die Inder, unter dem Deckmantel eines Auftrages der Vereinten Nationen, sich im Lande festsetzen werden, um sich dort eine Vorzugsstellung zu verschaffen.

Africanization

Antikolonialismus ist nur ein Aspekt eines allgemeinen Erwachens des schwarzen Menschen, der sich berufen fühlt, die Herrschaft des Kontinents, zumindest seiner südlich der Sahara gelegenen Hälfte anzutreten. Die Bezeichnung «Africanization» erhält in vielen Fällen die Bedeutung der «négrisation», das heißt einer Machtübernahme durch den Neger. Ein bedeutsames Beispiel für den Ablauf dieses Geschehens bietet Kenya. Nach vollzogener Unabhängigkeit hat die Regierung angeordnet, daß zunächst nur die in Kenya Geborenen das Bürgerrecht besitzen. Nicht-Neger müssen überdies nachweisen, daß mindestens ein Elternteil dort geboren war. Alle übrigen Einwohner müssen innerhalb von zwei Jahren einen Einbürgerungsantrag stellen, wenn sie im Lande bleiben wollen. Während des ersten Monats haben nur zweihundert Nicht-Schwarze, das heißt Weiße und Inder eines Bevölkerungsanteils von zweihunderttausend diesen Antrag gestellt. Führer der indischen Volksgruppe geben zu, daß die Inder im Gegensatz zu den Weißen nirgendwohin abwandern können. «Indien ist überbevölkert», sagen sie. Aber Weiße und Inder zögern trotzdem, schutzlos das Risiko einzugehen, Bürger, das heißt Bürger zweiter Klasse, in einem Negerstaat zu werden. Andererseits verdrießt diese zögernde Haltung die Führer Kenyas, die darin einen Mangel an Vertrauen in ihre Rechtlichkeit und in die Zukunft des Landes sehen. Dabei kommen die offeneren unter ihnen schon mit der Ansicht heraus, «Africanization» müsse soviel bedeuten wie die Übernahme aller wichtigen Posten durch schwarze Afrikaner. Vielleicht kann man niemandem die Schuld an der rassistischen Eifersucht und dem Mißtrauen zuschieben, aber einen hoffnungsvollen Ausblick auf die Schaffung von Gemeinwesen mit rassistisch gemischter Bevölkerung bieten sie nicht.

Ein weiteres Bedenken, das die weißen Beobachter des neuen Afrika äußern, ist ein allgemeiner Skeptizismus hinsichtlich der Befähigung des Negers, ein Gemeinwesen zu lenken, wie es das zwanzigste Jahrhundert erfordert. Diese Skepsis mag in erheblichem Maße auf Verbitterung zurückgeführt werden, die sich einstellt, wenn man seine Lebensarbeit denjenigen ausliefern soll, über die man zu herrschen gewohnt war. Aber ein gut Teil ist ehrlich und offensichtlich berechtigt. Nach der ersten halben Stunde der Unterhaltung wird jeder weiße Afrikaner dem Besucher erzählen, daß man, genau genommen, niemals weiß, was der Schwarze im Sinne hat. Diese Äußerung ist keineswegs ein Zeichen mangelnden Interesses — im Gegenteil: jeder weiße Afrikaner, mit dem ich sprach, ist ohne Ausnahme leidenschaftlich um den schwarzen Menschen bemüht und von seinen Problemen geradezu besessen. Die lange Zeit des Nebeneinanderlebens wäre eine hinlängliche Erklärung für diese Anteilnahme, aber es steckt mehr dahinter: die hartnäckige Wißbegierde des weißen Menschen, wenn er sich einem Rätsel gegenüber sieht. Die schwarze Mentalität *ist* ein Rätsel für den Weißen, der mangels brauchbarer Erklärungen den Versuch unternimmt, das Verhalten des Schwarzen zu analysieren. Diese Analyse fällt so verblüffend gleichartig aus — über den ganzen Kontinent —, daß es schwer fällt, ihr nicht Gehör zu schenken. Der Afrikaner, so heißt es, ist ein Wichtig-tuer (showman), der sich selbst gerne reden hört, der Eindruck machen und seinen Zuhörern, wer immer es sei, gefallen will. Aber es steckt wenig Überzeugung dahinter und noch weniger politisches Denken oder ideologischer Ernst. Aus diesem Grunde wird übrigens der Kommunismus in Afrika nicht Fuß fassen, denn der Neger ist kein Mensch, der sich einer Sache ernstlich verpflichtet; er nutzt lieber die Vorteile aus, die seine jeweilige Lage ihm bietet. Daher sind religiöse Überzeugungen auch nur oberflächlicher Art, und viele Leute sagen voraus, daß mit dem Abzug der Weißen das Christentum unter der schwarzen Bevölkerung einen zahlenmäßigen Rückgang erleiden werde, da viele es aus Opportunitätsgründen aufgeben werden, um sich zum Beispiel dem Islam zuzuwenden.

Die Weißen behaupten, der Afrikaner biege sich alle Regeln so zurecht, wie sie ihm am besten passen. Da er lange unter europäischem Einfluß stand, machte er sich zeitweilig die Prinzipien dieses Systems zu eigen, und da er ein geborener Schauspieler und Redner ist, benutzt er sie mit hervorragendem Geschick. Aber dem westlichen Einfluß und den Menschen, die ihn verbreiteten, den Missionaren, Lehrern und anderen, war die Zeit nicht gegeben, um dem Afrikaner europäisches Denken wirklich nahe zu bringen. Daher, so lautet die Schlußfolgerung des weißen Beobachters, bleibt der Afrikaner grundsätzlich unzuverlässig und selbstsüchtig; er gibt nie etwas auf und weiß nicht, was es bedeutet, ein Opfer zu bringen. Seine wesentlichen Triebkräfte sind Neid und das Verlangen, Beifall zu ernten und sich beliebt zu machen.

Wenn man dagegen geltend macht, daß es eine Anzahl höchst begabter

schwarzer Afrikaner gibt, deren Einsichten, Scharfsinn und kulturelles Niveau sie auf höchster Ebene einordnet, lautet die Antwort, es seien ihrer zu wenige, und sie müßten in einer Art von neuem Primitivismus, der das voraussichtliche Schicksal Afrikas sein werde, ertrinken, ehe andere soweit gelangten, sich ihnen an die Seite zu stellen.

Bildungshunger

Diese Kontroverse legt den Finger auf das Problem der Erziehung, die im zwanzigsten Jahrhundert als Allheilmittel angesehen wird. In den jungen Afrikanern von heute lebt ein unbändiges Verlangen nach Bildung. Sie wollen Hochschulen und Universitäten besuchen und sind bereit, Opfer zu bringen, um ein hochbegehrtes Diplom zu erhalten. Die Schwarzen sagen, daß mehr und höhere Bildung praktisch alle ihre Probleme lösen würden: den Mangel an Fachkräften, industrieller Kompetenz, nationaler und demokratischer Gesinnung und anderes mehr. Wie bereits gesagt, neigen die Weißen zur Ansicht, daß die Afrikaner sich unproduktiven Wissensgebieten zuwenden werden, nur um sich Stellung und Ansehen zu sichern. Die Streitfrage wird endgültig nur durch Tatsachen und Ergebnisse entschieden werden können. Zur Zeit kann man sich nur die Ansichten der Akademiker anhören, die an afrikanischen Universitäten lehren. Es gibt deren etliche, wie Dakar, das noch nicht fertig ausgebaute Abidjan, Lovanium bei Leopoldville, das Bantu-College in Turfloop in Südafrika und das University College in Salisbury. Die weißen Professoren an diesen Schulen finden keinen Unterschied zwischen weißen und schwarzen Studenten. Sie erkennen dem Fleiß und den Leistungen der schwarzen Studenten sogar ein besonderes Verdienst zu, da diese nach Herkunft und Familie in der Regel aus erheblich bescheideneren Verhältnissen kommen. Wie Rektor Potgieter vom Turfloop Bantu College bestätigt (beiläufig gesprochen: die südafrikanischen Universitäten für Eingeborene sind nicht «Fassaden», sondern ernstzunehmende Lehranstalten), ist das Streben des schwarzen Studenten nicht weniger als das des weißen auf ehrliches Forschen gerichtet. Eine Ansicht, die von den Professoren der anderen afrikanischen Institute geteilt wird.

Eine Studie über das Afrika von heute läßt erkennen, daß man auf jedem Gebiet, sei es die Landwirtschaft, seien es Stammesgewohnheiten oder Bildungsfragen, auf Widersprüche stößt. In der heutigen Weltmeinung wird meist nur *eine* Seite der Medaille betrachtet, nämlich das der Kolonialherrschaft innewohnende Übel und, im gleichen Sinne, die Vorzüge und Verdienste der entkolonisierten Völker. Aber der anderen Seite sollte gleiche Aufmerksamkeit geschenkt werden, um die heutigen Gegebenheiten und Hoffnungen auf die Zukunft zu einem ausgeglichenen Bilde zu vereinigen. Es dürfte kein großes

Wagnis sein, zu behaupten, daß den schwarzen Afrikanern viele Eigenschaften fehlen, die zum Bau eines modernen, vernünftig durchgreifenden und gut geführten Gemeinwesens notwendig sind, insbesondere wenn das Land — wie dies bei den neuen Völkern Afrikas der Fall ist — eines gesunden wirtschaftlichen Unterbaues entbehrt. Zähigkeit, Betriebsamkeit, Ausdauer, Zuverlässigkeit, ein Individualismus, der mit Verantwortungsfreudigkeit einhergeht, sind in erschreckender Weise nichtexistent. Es mag sein, daß dies eine Folge der jahrzehntelangen weißen Vorherrschaft und Bevormundung ist. Vielleicht aber handelt es sich auch um rassistisch und sozial bedingte Merkmale.

Beratung durch Weiße?

Für eine Übergangszeit ließe sich die Lösung denken, daß die Weißen solange im Lande bleiben, bis die neuen Staaten sicher auf eigenen Füßen stehen. Aber diese Maßnahme würde, wie bereits gesagt, wahrscheinlich beiderseits abgelehnt werden. Die demagogisch vorgetragene Anklage der noch verbliebenen Weißen auf «Neo-colonialism» schafft keine ermutigenden Arbeitsbedingungen. Wo immer ein schwarzer Staatschef sich einen weißen Berater wählt, wie beispielsweise Fulbert Youlou in Kongo-Brazzaville, wird ihm vorgeworfen, er begünstige die Weißen und liefere sich ihnen aus, während die weißen Berater selbst von Mißgunst umgeben sind. Einige sogenannten international gesonnene Leute schlagen vor, daß Angehörige internationaler Körperschaften, der Vereinten Nationen oder des Friedenskorps, in die Beraterstellen der ehemaligen Kolonisten einrücken sollten. Aber man braucht sich in Afrika nur kurze Zeit aufzuhalten, um sich darüber klar zu werden, daß Leute, die in diesem sonderbaren Boden keine Wurzeln haben, die die örtlichen Verhältnisse nicht kennen, die Mentalität nicht zu beurteilen wissen und dazu noch ohne Autorität sind, nicht dazu berufen sein können, afrikanische Verhältnisse zu beeinflussen und den Afrikaner zur Besserung seiner Lebensumstände anzuregen.

Offene Fragen

Eine befriedigende Lösung der bestehenden Probleme gibt es im Augenblick nicht. Soll das nun heißen, daß es das Schicksal des Kontinentes ist, in Verzweiflung und Primitivismus zu versinken? Es wäre nicht schwer, Leute zu finden, die zu dieser Schlußfolgerung gelangen. Aber Afrika ist ein riesiges Land; Verallgemeinerungen können nur bedingte Gültigkeit haben, auch wenn allein das «schwarze Afrika» betrachtet wird. Vermutlich werden die meisten Länder schlecht und recht — mehr schlecht als recht — weitermachen,

fast immer am Rande des Bankrotts, wobei gelegentlich die Zeiten auch einmal etwas günstiger aussehen mögen. Immer werden sie im Schlepptau der mächtigeren Industriestaaten der westlichen Welt bleiben. Nur eine Industrialisierung auf breiter Basis könnte gesicherte Zustände herbeiführen. Aber wer Afrika gesehen hat weiß, daß eine Industrialisierung, sofern es überhaupt dazu kommt, sich in bescheidenen Grenzen halten wird, ohne viel Planung ins Leben gerufen, oftmals nur aus Prestigegründen, und in jedem Falle hinsichtlich Maschinen und Ersatzteile von westlichen Lieferanten abhängig ist.

Denkt man über die Zukunft Afrikas nach, ist es lehrreich, die beiden Länder anzusehen, die niemals Kolonien gewesen sind, die unabhängig waren, und deren eines sehr alt ist: Liberia und Äthiopien. In fast jeder Hinsicht sind sie viel rückständiger als die früheren Kolonien. Während Dakar, Abidjan, Leopoldville, Nairobi moderne Großstädte sind, ist Addis-Abeba eine Ansammlung von ein paar planlos hingestellten modernen Gebäuden inmitten von Hütten und Weideland — und irgendwo steht ein fünfzehnstöckiges Hotel. Die Einwohner von Kenya, Senegal oder Kongo folgen in ihren Lebensgewohnheiten dem weißen Vorbild und wären im Straßenbild westlicher Hauptstädte durchaus nicht fehl am Platz. Die Äthiopier, ein angenehmes, höfliches, freundliches Volk, sehen oft wie Höhlenmenschen aus. Sie schauen den weißen Touristen an als wäre er ein seltenes Tier und lassen aufs deutlichste erkennen, daß sie von westlichem Einfluß und Gedankengut unberührt geblieben sind.

Dies ist nicht als Kritik an den Lebensformen Äthiopiens zu verstehen; es soll nur dartun, daß der Mangel an Berührung mit weißer Zivilisation — die koloniale Berührung eingeschlossen — Stillstand bedeutet, während es doch, wie immer wieder festgestellt werden kann, das Ziel des Afrikaners ist, sich der modernen Welt einzufügen. Die neuen Staaten des afrikanischen Kontinents stehen vor der Gefahr, auf ein Niveau zurückzufallen, auf dem sich die am wenigsten entwickelten befinden.